

[13]

Willenlos.

Roman von F. Halbsin.

Als er auf sein Zimmer kam, nachdem er noch eine halbe Stunde mit dem Bruder in dessen Zimmer bei einer Cigarre zusammengesseßen, sah er Heinrich sofort an, daß dieser wieder etwas von Fräulein Agathe zu erzählen wußte.

So war es auch. Muck hatte herausgebracht, daß eine Riste mit Silberzeug von Reiners heimlich wieder ins Schloß geschafft war, und daß er und Agathe die einzelnen Gegenstände dann in den Schrank packten, dessen Schlüssel Agathe führte. Diese Sachen hatten sie beiseite schaffen wollen, nach Muck's Versicherung, waren aber jetzt in Angst gerathen, daß man das Fehlende vermissen könne.

Der Oberst hörte kaum darauf, er rüßte sich plötzlich unwohl, entließ Heinrich aber doch.

Eine Stunde später ging er selbst seinen Diener zu wecken, er rüßte sich unbehaglich übel. Ein seltsames Mißbehagen trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn; bald stellte sich jedoch Erbrechen bei ihm ein und wiederholte sich in einem solchen Grade mehrere male, daß er einen der Knechte zum nächsten Arzt reiten ließ.

„Ich fürchte, Gift bekommen zu haben!“ hatte er auf seine Karte geschrieben.

Es war ein abscheulicher Zustand. Niemals war er krank gewesen, und der Gedanke an Gift machte ihn noch elender. Dies war also genau der Zustand, den ihm sein Bruder geschildert.

Und ihm fiel alles ein, was dieser heute geführt, er erinnerte sich an die Tasse Thee, die er aus Beatrice's Händen empfangen!

Großer Gott! So hatte also sein Bruder recht? Als endlich der Arzt kam, fand er Agnes, welche Heinrich in seiner Angst gemerkt hatte, am Bett des Kranken. — Eine Woge, welche zuerst aufstanden war, um Feuer zu machen, hatte Thee getheilt.

Der arme Herr, der arme Herr!“ stöhnte der treue Burche und sah Agnes an, als könne er viel sagen, schweige aber aus Discretion.

Der Medizinalrath hörte nach seinem Eintreffen dem Bericht ernsthaft zu und fragte und beobachtete aufmerksam. Dann sagte er beruhigend: „Sie fühlen sich sehr schlecht, aber verzagt sind Sie nicht, Herr Oberst. Ich möchte glauben, daß es sich nur um eine ungewöhnlich starke Dosis irgend eines Vomitivs, vielleicht Brechweinstein, handelt. Ich finde kein einziges Symptom von Vergiftung.“

Der Oberst athmete erleichtert auf, aber seltsam, das Gift verzief ich der Unglücklichen, das Brechmittel erregte in ihm eine wahre Wuth gegen sie.

„Was er genossen“, fragte der Medizinalrath. Den Thee, den Beatrice ihm gereicht? Nein, der konnte diese Dosis nicht enthalten haben, die Wirkung hätte sich eher gezeigt.

Das Glas Wasser auf seines Bruders Tisch! Derselbe trant immer vor dem Zubettgehen ein Glas voll, und diesmal hatte der Oberst es gerunten und Muck dann frisches holen müssen.

„Das wird es sein! Schmecken Sie nichts?“ „Es schmeckte ja, ich war aber sehr durstig und gab nicht acht.“

Und nun erzählte er, wie sein Bruder schon mehrfach diese heftigen Anfälle gehabt. Dann sprachen beide Männer von den Zuständen im Schlosse.

Der Medizinalrath brach auf, nachdem er Erleichterungen besorgt. „Sie müssen ruck nach dieser schlimmen Nacht; ich werde sorgen, daß man Sie nicht fürzt. Nachmittags komme ich, nach Ihnen zu sehen.“ Damit ging er, aber sein Gesicht war nachdenklich und er sah aus wie ein Mensch, der an einem Räthsel vergebens sich abmüht.

Erst spät am Abend wurde der Oberst wieder sichtbar. Er hatte vortrefflich geschlafen, befand sich, wenn auch etwas matt und angegriffen, doch ausgezeichnet und dachte mit Entzügen an das Gend der vergangenen Nacht, dessen Erinnerung ihn noch jetzt schüttelte. Ein einziger Blick in das Gesicht seiner Entlein sagte ihm, daß sein Schweigen nichts gemüht, daß sie sich selbst die Erklärung des Vorfalles gesucht und daß sie dieselbe eben da gefunden, wo auch er sie fand. Niemals hatte Agnes sich mehr aus ihrer Bahn geworfen gefüßt, wie an diesem Morgen unter diesen trostlosen, beunruhigenden Gedanken. Wie sicher war sie noch gestern gewesen, daß Beatrice völlig gesund sei und wie schlau, wie unbeschreiblich geschickt wußte dieselbe zu täuschen. — Man mußte Mitleid, unaussprechliches Mitleid mit ihr haben — gewiß — sie war ja nicht zurechnungsfähig, das sagte sich Agnes immer wieder und doch verabsäumte sie plötzlich die listige Heuchlerin in eben dem Maße, wie sie dieselbe schnell und von Herzen geliebt hatte. Dem Oberst ging es eben so, nichts aber kam der Enttäuschung des unglücklichen Vaters gleich. Er hatte das Geschehene beim Erwachen schon von Muck erfahren. „Und so zu bescheln!“ jammerte und schalt er. „So beschalt zu sein! Sie meint natürlich, sie habe uns Gift gemüht, oder vielmehr mir, denn du, Bruder, transtest zufällig, was sie mir bestimmt hatte. Sie soll drüben bleiben, mir nicht wieder vor die Augen kommen.“ Sie sagte es ja. Ach, ich fenne sie ja genugsam!“

Zum ersten male hatten der Oberst und Agnes einen guten Eindruck von Agathe.

„Ich habe die Herrschaften gewarnt“, sagte diese bescheiden, „mehr zu thun stand mir nicht zu. Nach der heutigen Erfahrung werden Sie Ihre Ansichten ändern, und ich darf hoffen, daß es mir noch gelingt. Ihre Zufriedenheit zu gewinnen. Am mir soll es nicht liegen, wenn es nicht geschieht.“ Der Baron war wie umgetaucht. Hatte er in dieser Zeit, dem Einflus seines Bruders nachgebend, Agathe weniger beachtet, so legte er sie jetzt völlig und mit Orientation in alle ihre früheren Rechte wieder ein und wie am ersten Tage ging es unaußsprechlich: „Ach, die Agathe ist so gut! Meine treue Agathe!“

„War die Gefeierte jetzt klüger und vorsichtiger geworden? Sie hielt sich auf das bescheidenste zurück, schien sehr viel zu thun zu haben und sagte im Laufe des Morgens zu Agnes: „Seit Jahr und Tag verächtlich mich die Gräfin, gnädiges Fräulein, als sei ich mehrblich. Ich wünsche, Sie erlauben mir, Ihnen die Silber- und Feinenschränke aufzuschließen, Sie würden alles in gutem Stande finden.“

Agnes war davon jetzt vollkommen überzeugt. Die furchtbare Enttäuschung, welche ihr durch Beatrice bereitet war, warf alle ihre bisherigen Meinungen über den Haufen. — Sie traute sich selbst nicht mehr und litt schmerzlich unter dieser Erfahrung.

In den letzten Tagen war sie immer schon Vormittag zu Beatrice geschlüpft, hatte mit ihr auf dem Altan gesessen und sich des Sonnenlichts freuet, welches durch dies Blättermeer nur verflöhen zu ihnen drang. Heute ging sie nicht hin. Auch am Nachmittage nicht. Sie wußte wohl, daß sie sich nicht verstellen konnte, und der Großvater wollte nicht, daß man Beatrice vernürfe mache. Eine heftige Scene sollte keineswegs provoziert werden.

Als sie dann im Garten saßen, kam diese selbst. „Du machst dich rar, liebes Herr, ich merke wohl, Ihr wollt mich nicht verdoehen, doch Ihr thabet es schon zu sehr, ich kam Euch nun nicht mehr entbehren!“ Damit trat Beatrice, befangen wie sie immer noch war, aber gänzlich harmlos scheinend, zu ihnen. Sie sah trüher aus, trug eines der gestern ange-

* Zur Nachahmung! In der hamburger Bürgerhof wurde mit großer Mehrheit ein Antrag angenommen, die Polizeibehörde zu beauftragen, die Aufstellung von Verkaufs-Automaten mit Cocolade, Bonbons u. auf den öffentlichen Straßen zu unterlagen. Es sei notorisch, daß durch diese Automaten die Nachsicht der Kinder nicht nur außerordentlich gefördert werde, sondern daß die Kinder auch noch zu Diebstählen und Betrügereien im öffentlichen Gange verführt würden. Wollte man die Automaten beschaffen, so stelle man sie in den Gäßchen, innerhalb der Hofe auf, aber nicht vor den Thürnen und an den Straßen-
* Gegen die Schleppe hat die Gemeinde Meran ein wirksames Mittel entdeckt. Die haushaushaltlichen Kleider wurden eine wahre Plage für Kranke und Geunde; da wurde einfach die Bromnade-Ordnung angehängt mit besonderer Betonung des § 3, welcher lautet: „Die F. T. Damen werden höflichst erucht, sich auf den Bromnaden fußreier Kleider zu bedienen, um das Aufstreben des Staubes zu verhindern.“ Das Verbot ist in höslicher Form gegeben, denn ein Verbot bleibt die Verfügung unter allen Umständen. Damen, welche sich dieser Bitte nicht fügen, werden von den Aufsichtsborgern ohne Unterchied und ohne Rücksicht auf die Verfügung aufmerksam gemacht und die Bestrafung erwidert, wie die Wiener Presse schreibt, hierüber eine solche Ausdauer, daß die Schleppe endlich auf den Bromnaden ganz verschwinden und Kranke sowie Geunde staubfreie Luft einathmen können.

* Der neue türkische Großvezier Diebad Pascha besitzt einen Harem. Er lebt mit einer Gattin, die schon seit Jahren unmissverständlich auch ohne Nebenbuhlerin in seinem Palaste berich. Schon zur Zeit, als Diebad noch Muezzin von Retra war, wurde es ihm von den orthodoxen Kreisen der Türkei übel an gerechnet, daß er seinen Harem besaß, da es bei den hohen Würdenträgern der Türkei gebräuchlich ist, mit der Zahl ihrer rechtlichen Gattinnen nicht weit hinter dem Großherra selbst zurückzubleiben. Die Auszweifelnheit über die ehelichen Verhältnisse Diebad Paschas wird sich nun, nachdem er den höchsten Rang im türkischen Reiche erlangt hat, voraussichtlich noch steigern. Allein der neue Großvezier scheint sich nicht so leicht beirren lassen zu lassen, und so ist mit einiger Wahrscheinlichkeit voranzutreten, daß die weiten Räume des Harems, der sich noch von Vaters Zeiten her im Palast Diebad's befindet, auch neuerlich unbewohnt bleiben werden. Mit seiner einzigen Frau lebt Diebad Pascha äußerst glücklich; sie gehört einer der vornehmsten Familien Konstantinopels an und soll eine außerordentliche Bildung besitzen. Ihr Erzieher war Diebad Pascha selbst.

* Militär-Druckverlag in Russland. Ueber die in Russland von jungen Leuten vielfach geübte Praxis, sich durch Selbstverwundung dem Militärdienst zu entziehen, berichtet der Spezialcorrespondent des Bureau Neuter aus Odesa die nachstehenden bemerkenswerthen Einzelheiten: „Die heiligen Votalsgerichte haben sich dieser Tage mit einem außerordentlichen Fall zu beschäftigen gehabt. Eine Anzahl Personen war unter der Anklage verhaftet worden, sich des Verlorenes schuldig gemacht zu haben, junge militärrpflichtige Leute wie aktive Soldaten durch Verwundung von dem Dienst in der Armee zu befreien. Die betreffende Operation führte nicht mehr und nicht minder als dieses Resultat herbei und hinderte die von ihr betroffenen Personen durchaus nicht, ihrer gewöhnlichen Beschäftigung im privaten Leben nachzugehen. Die angewandten Methoden waren sehr verschiedener Art. Bald wurde eine künstliche Augenentzündung hervorgerufen, bald eine Anzahl gewisser Zähne ausgezogen, deren Wangel vom Dienst entband, und bald auch, was zumeist vorkam, ein Knie- und Hüftleiden hervorgerufen, wozu man sich der Einprägungen von schwer analysirbaren ätzenden Stoffen bediente. Wie es scheint, sind diese ungeschicklichen Operationen in ausgedehntem Maßstabe in ganz Russland zur Anwendung gelangt, wobei es von Nutzen war, daß die betreffenden „Quacksalber“ Verbindungen über das ganze Reich besaßen. Der schändliche Handel hat aber auch hiesig hinreichend hatgefunden, wobei die an ihm beteiligten Personen ein hübsches Einkommen ins Trockene gebracht hatten. Es sind Tausende von Weibjungen nachgewiesen, in denen junge Männer sich durch diese Operationen von den Gefahren und Leiden des aktiven Militärdienstes befreien lassen.“

* Eine Telephonbekanntschaf. „Et Herrcheles, Ihre Stimme muß ich schon mal wo gehört hann!“ „Dann Sie nicht die Nummer drei-hundert-unter-zehrig, Amt haben?“ „Ach, da meine Güte. Se sind doch nicht eine Nummer zweihundert-unbeimhundertziga, Amt dreie?“ „Freilich!“ „Gott Strambach! So lange kennen mer uns nich schon von Hehrenjagen!“

Wissenschaftl. Kunst. Literatur. — Seit September 1890 sind innerhalb Jahresfrist 3629 verschiedene Doktor-Dissertationen, Habilitationsschriften, Programmabhandlungen u. s. bei der Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Jock in

Leipzig eingegangen und in dem von derselben herausgegebenen „Bibliographischen Monatsbericht über neu erschienenen Schul- und Universitätschriften“ bezeichnet worden. Die Mehrzahl dieser Schriften ist nicht in den Handel gekommen. Auf die einzelnen Fachwissenschaften vertheilt sich diese 3629 Schriften folgendermaßen: Klassische Philologie und Alterthumswissenschaften 396; Neuere Sprachen und Germanistik 280; Orientalia 45; Theologie 45; Philologie 52; Pädagogik 218; Geschichte nebst Hilfswissenschaften und Geographie 219; Rechts- und Staatswissenschaften 274; Medizin 235; Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie u.) 201; Exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie u.) 225; Chemie 364; Bildende Künste 17; Musik 7; Landwirtschaft 27; Verschiedenes (Bibliographien, Reden u.) 34.

?? Unter dem Titel „La formation de la Prusse contemporaine“ hat wie man uns aus Paris schreibt, der bekannte französische Historiker Godefroy Cabanis bei Gachette ein Werk veröffentlicht, worin mit großem Aufwand von Quellen bewiesen werden soll, daß Preußen seine rapide präparative Entwicklung „unzweifelhaft der großen französischen Revolution verdankt.“ So verheißt die Dosis an sich auch sein mag, so muß doch zugegeben werden, daß der Verfasser mit anerkennenswerther Vorurtheilsfreiheit die Ereignisse seit 1789 bis heute beleuchtet. Seitens der deutschen Geschichtsschreibung dürfte das Buch sicherlich nicht unwillkommen sein.

— In den Tagen vom 26. bis 28. Sept. findet in Berlin der IV. Stenographentag Stolscher Schule, und in Verbindung mit diesem die Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Stolschen Schule statt. Vor 50 Jahren, im Jahre 1841, übergab der Gründer des Systems, Heinrich August Wilhelm Stolz (geb. am 20. Mai 1798 zu Berlin, gest. am 8. Januar 1867 ebendortelb) sein erstes Lehrbuch, das Ergebnis eines langjährigen eingehenden Studiums, entseiger Forschungen und langwieriger mühevoller Versuche der Oeffentlichkeit. Der Abiob des Werkes, dessen Herausgabe Stolz erst durch einen vom preussischen Kultusministerium bewilligten Kostenvorschuß ermöglicht wurde, war ein pächtlicher, so daß Stolz die Hoffnung auf ein weiteres Durchdringen aufgegeben hatte, und selbst von der äußerlichen Verweigerung erhalt wurde. In dieser Zeit waren es keine beiden Schüler Jannet (gest. am 19. Dez. 1880 als Gehelmer Mechanikus) und Krecher (Kaufmann) welche den neuen Muth entschloßen und deren Bemühungen es gelang, am 21. Juni 1847 in Berlin einen Verein ins Leben zu rufen, welcher sich die Pflege und Verbreitung der Stolschen Kurzschrift zur Aufgabe machte; es war dies der erste Stenographen-Verein auf dem Kontinent. Stetig und rüßig nahm nun die Ausbreitung der Stolschen Stenographie ihren Fortgang. Bald folgte diese Kunst in anderen größeren Städten seinen Fuß, so daß bereits am 10. Sept. 1845 in Magdeburg ein zweiter Stolscher Stenographen-Verein gegründet werden konnte, dem bald andere Vereinigungen folgten in den Städten Hannover, Leipzig, Dresden, Hildesberg, Wien u. s. w. In Halle wurde am 10. November 1858 der Stenographen-Verein nach Stolz gegründet.

* Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des neehelbnten Jahrhunderts von V. Josef Ettlinger. Halle, Niemeyer, 1891. Das 17. Jahrhundert gehört zu den weniger interessanten Perioden der deutschen Literatur, Richter ersten Janges hat es nicht hervorgerbracht. Für die Entwicklung unserer Literatur aber ist das Studium auch solcher Perioden nicht minder wichtig als das unserer klassischen Dichtung. Ueber die „galante Xrist“ des 17. Jahrhunderts liegt bereits von Max Freiber u. Walberg eine zusammenhängende Arbeit vor (Galante Xrist, Heft XVI der Stralsburger Quellen und Forschungen, 1885). Ver. vorliegender Studie greift den hervorragenden Dichter dieser Richtung, den Führer der sog. zweiten schlesischen Schule, heraus und giebt so durch seine Monographie eine dankenswerthe Ergänzung zu dem dort gegebenen allgemeinen Bilde. Nach einem kurzen Lebensabris des Dichters berichtet er dessen Dichtungen, die er in Uebersetzungen, geistliche und erste Gedichte, weltlich-erotische Xrist, Epigramme und Seldenspiele entfaltete. Es folgt ein Kapitel, welches Hofmannswaldau's Stil, seine übertriebenen Metaphern und Hyperbeln, kurz, seinen Schwulst im Zusammenhang darstellt. In einem weiteren Abschnitt wird der Einfluß einheimischer und fremder Vorbilder, namentlich der Einfluß des italienischen Dichters Marino besprochen, welcher für die dichterische Entwicklung Hofmannswaldau's und der zweiten schlesischen Schule überhaupt von weittragender Bedeutung geworden ist. An Stelle der kurzen „Werbung“ im letzten Abschnitt wäre vielleicht ein zusammenfassendes Bild von Hofmannswaldau's dichterischer Persönlichkeit willkommen gewesen. Die beigelegten Anmerkungen enthalten in der Haupttheile bibliographische Notizen und geben dem, der sich für diese Periode unserer Literatur interessiert, die Hilfsmittel zu weiterem Studium an die Hand.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



kommenen neuen Kleider von leichtem, silbergrauen Wollstoff mit schwarzem Sammetbesatz und bot wie bisher immer erst dem Vater, dann dem Onkel und Agnes die Hand.

Maria hatte sich vorgenommen, sie einzuwickeln nichts merken zu lassen. Dennoch vermochte keins von ihnen es über sich, Beatrice herzlich zu begrüßen.

Erstaunt, erwiderte blühte diese auf. Sie begegnete nur lächeln, halb verlegene Blicke. Was war das? Nervös wie sie war, setzte sie sich erschrocken, ohne recht zu wissen, was sie that, auf ihren gewohnten Platz, nahm mit zitternden Händen ihre Handarbeit aus dem Körbchen, sah scheinbar den Vater an, der sie zornig fixierte, blühte hübscher nach dem Onkel, dessen Stirn düstere Falten trug und der sie eben so finstern ansah, dann auch Agnes, die, bleich und roth werdend, mit dem Weinen rang. Diese Thränen galten nicht ihr, — nicht dem Mitleid mit ihr.

Was hatte sie getan? Warum diese Veränderung, diese Räthe nach so vieler Liebe? Kein einziges Wort unterbrach die Stille.

Auf einmal ließ Beatrice ihre Arbeit in den Schoß fallen: „Was habt Ihr? Was ist Ihr mich so an?“ rief sie aufgeregt, und Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Der Oberst wollte reden; wollte ernst, gefasst, milde sich zeigen, aber der Baron kam ihm zuvor.

„Woher bezieht du deine Gipfelfüßchen, unseliges Kind?“ fragte er sie mit blauen Lippen, und seine Augen blickten sie durchdringend an.

Sie sah ihn völlig verständnislos an; aber das dauerte nur eine Sekunde, da wurden ihre Augen unsicher, ihre Blicke flackerten wie die eines geängstigten, auf das äußerste gebrachten Menschen.

„Vater! Ihr wollt mich in eine Anstalt bringen?“ schrie sie auf.

„Du meinst mich schon dazu!“ sagte er dumpf. „Mein Gott! Mein Gott! Was? — Ich bin nicht wahnsinnig! Was wollt ihr von mir? Warum seht ihr mich alle so an? Was meinst du mit den Gipfelfüßchen?“

Der Oberst stand rasch auf; die schlammige Steme drohte. Er nahm ihre Hand und zog sie daran von ihrem Sitz empor, obwohl sie sich schämte.

„Nimm meinen Arm, Beatrice,“ befahl er ihr. Dann führte er sie schweigend nach ihrer Wohnung zurück.

Nach einer Weile kam der Oberst zurück; — sehr ernst und unruhig.

„Ich habe ihr alles gesagt. Sie leugnet entschieden; sie schreie laut auf vor Entrüstung. Ich sagte ihr, es sei außer ihr niemand in des Vaters Zimmer gewesen, nachdem wir vom Spaziergange zurückgekommen.“

„Ich habe mir die Morgenzeitung geholt, ich wollte sie noch lesen,“ behauptete sie, und dann wurde sie mit einem Schläge ganz still. Das Gesicht war wie verbleicht, sie gab mir keine Antwort mehr, sah aber unbeschreiblich verlegt aus. Die Resolute heult, es sei alles schändliche Intrigue.“

Baron Löwenstern.

Ein Reise-Erebnis von Arthur Schellner.

Der Salzburger Zug ist signalisirt und muß jeden Augenblick im Bahnhof des Salztunnels Höllein einfinden. Ich stehe in voller Vergewissung am Bahnsteig, neben mir liegt der Rücksitz mit den Steigeisen und der wuchtige Bergklotz, eine Steigerrosche aus einem Kampf mit tierischen Wilderern. Freund Sellner, ein großer Nimrod, hat mich von seiner Heimath Herdeseiten über's Bist nach Höllein begleitet, wo ich jetzt mit der Gesellschaft bergwärts ins tierische Hochland fahren will.

Oben pulset der Zug heran, unter die Wartenden kommt Bewegung, auch ich will nach Rücksitz und Stock greifen; doch bedes ist vergeblich. Kraxelstücken! So was einem so vielgeregten Menschen dastehen, da hört doch die Weltgeschichte auf! In langer Mühseligkeit der auf die Waggon's zuelenden Menschen ist keine Zeit, die Schaffner drängen zum Einsteigen, da sehe ich Freund Sellner, der plötzlich von meiner Seite verschunden war, mit meinem Reisezug eilig mit einem Schaffner reden, der dann die Achteln nickt. Dann revidirt der Mann mehrere Coupés, bis er eins anreißt und Sellner mich heranwinkt.

Nanu! Gerade will ich herauspfeifen, was der Freund denn für Dummheiten nach und dem weggenommenen Reisegepäck; doch Sellner zwinkert so lustig mit den Augen, der Schaffner saluirt höflich und jagt im größten Bedauern: „Herr Baron!

Der Medizinalrath kam. Der Baron fühlte sich ihm gegenüber verlegen, war auch von der eben erlebten Scene zu sehr erschüttert. Nach einigen höflichen Redensarten, durch welche von beiden Seiten das Gefühl des Bedauerns klang, daß die alte Freundschaft zwischen ihnen in dieser Entfernung ungeschlagen, zog er sich unter dem Vorwande, Geschäfte zu haben, zurück. Der alte Arzt und der Oberst blieben allein, Agnes hatte sich schon entfernt.

Und nun besprachen sie sich über den Krankheitsanfall und seine Ursachen und über die Zustände im Schloße.

„Sie haben mich noch gar nicht gefragt, verehrter Herr Oberst, was ich von dem Zustande der Gräfin denke, und ohne Rücksicht zu sein, habe ich doch als der Arzt des Vaters wie der Tochter wohl einen Blick in die geistigen Verhältnisse der Weiden thun können!“

„Sie würden recht haben, Herr Medizinalrath, leider waren Sie seit fast zwei Jahren nicht hier.“

„Ja wohl. Seit dieser Schuß, dieser Leisetreter kam. Ich sage Ihnen, in dem geschmeidigen, angenehmen, klugen Herrn Meiners laufen die Fäden aller dieser Schürferien zusammen. Früher waren sie ein etwas energieloses, wunderliches Menschenpaar, Vater und Tochter, aber am Ende war's ja ihre Sache, ob sie mit andern leben wollten oder nicht. Der Baron umgab sich nach und nach, mehr als seinen Freunden lieb war, mit Leuten, die unter ihm standen und ihn ausnutzten, die Gräfin aber führte ihr stilles Leben wie eine echte Dame, welche ohne eigene Schuld das Schlimmste von den Menschen erduldet und noch dazu von ihrem eigenen Gemal.“

„Ja, was denn nur? Darüber höre ich immer nur kurze dunkle Andeutungen.“

„Der Graf Hayes soll es gutgeheßen haben, daß der Erzherzog Leo seinem blutjungen, unschuldigen Weibe mehr als wissend den Hof machte und sie eines Tages in die Lage brachte, sich durch Flucht aus ihrem eigenen Hause retten zu müssen. Thatsache ist, daß ihr Vermögen, so weit sie darüber, als dem Erbtheil von ihrer Mutter, verfügen konnte, in einem Jahre verpfändet war, daß sie sich in den Barmherzigen flüchtete, wo sie der Vater in schwerer Krankheit fand.“

„Das weiß ich, und Sie glauben, dies Gerücht ist verhängt?“

„Es ist kein Gerücht; die Thatsachen sind durch die Dienerschaft des Ehepaares gerichtlich bezeugt, der Baron hat seines Entschlusses wegen diesen peinlichen Prozeß in Wien anhängig gemacht, aber nichts erreicht, als die Trennung des Paares.“

„Der Graf hat das Kind aber frisch genug besetzt geschafft. Später natürlich, wenn die Gräfin ihres Vaters Erbin sein wird, will er mit dem Kinde hervortreten.“

„Er verfolgt sie mit Briefen, sie fürchtet, daß er kommen könne.“

„Das ist Unsinn, denke ich.“

„Die Briefe will ich nicht zeigen, ihre Dienerin bezeugt aber, daß sie vorhanden sind.“

(Fortf. folgt.)

Thut mir sehr leid, Herr Baron; doch es ist alles besetzt, Herr Baron, hier ist's noch am besten, Herr Baron.“

„Was? konnte ich noch ruhen, da meint auch mein Freund schon: „Erlauben, Herr Baron!“ und placcit Rücksitz und Stock im Coupé, dabei die Damen um Entschuldigun für den Herrn Baron“ lüthend. Kurzlich springt er wieder aus dem Waggon und verfährt mir in überbittiger Weise und den Hut in der Hand: „Der Hirsch war befristet, der Herr Baron möge ja gewiß nächste Woche kommen. Adieu, Herr Baron!“

„Hol dich der Teufel!“ konnte ich dem Schächer noch zurufen, dann war der Zug im Rollen. Nun ist's Zeit, sich die Reisegenosse anzuheben, die mit Heugilde und O'Broz, Irigination meine nackten Knie betrachteten. Zwei Damen sind's, wohl Tante und Nichte, mit einem alten Herrn, dem der Gehelmrath der Reichshauptstadt vom kaiserlichen Gesicht auf den ersten Blick absulien ist. Ihn der „Geheim“ nuhiert mich mit aufwallendem Interesse, und sie ich mich dessen bewußt war ich auch ihn angeschrien: „Herr Baron! Gestatten Sie mir, ich bin der Herr Baron's Nichte, meine Schwester, meine Nichte aus Berlin.“

Himmelhollen und Granten! Jetzt hängt ich in der Postkutsche. Anstandslos muß ich mich nun auch vorstellen und die Deutschen durch den Akt meines Fremdes und die Ehrfurcht des Schaffners meine feierliche Würde kannten, kann ich doch nicht

sagen, daß ich ein simpler deutscher Schriftsteller bin. Aber um Himmelswillen, woher gleich einem unbekanntem Baron-Namen nehmen? Die Geschichte preßirt, also los!

„Seh' angenehm! Baron Löwenstern?“ — „n Löwenstern!“ — Gegenwärtige Verhältnisse und für den Augenblick habe ich Ruhe. Ich freute mich, gerade auf diesen Namen gekommen zu sein, denn Baron Löwenstern wohnt in der Nähe Hölleins und ist ein mir bekannter äußerst lebenswürdiger Aristokrat dänischer Abstammung, der die gewaltthame Anleihe von Titel und Stand nicht so frumm nehmen würde, falls ich durch den Schabernak meines übermüthigen Freundes in die Tinte kommen sollte.

Der verlichte Gehelmrath aber murmelte immer, wie seine Erinnerungen durchblühten: Löwenstern, Löwenstern? „Baron, Herr Baron, dänischer Adel, nicht?“

„Gewiß, Herr Gehelmrath.“

„Kannte einen Löwenstern, Sämeingelast, wie Sie, Herr Baron, blond, war Rittmeister, muß Ihr Oheim gewesen sein, Herr Baron.“

„Alle Teufel, das kam hübsch werden, denke ich mir; seht bloß noch, daß er meinen Löwenstern auch persönlich kennt. Nicht möglich!“

„Herr Baron haben, wie ich aus den Reden Ihres Jägers vernahm, hier zu Lande eine Jagd?“

„Gewiß!“

„Auch Ihr Oheim ist leidenschaftlicher Jäger, wohl Erbtheil der Löwenstern. Bloß Ihre Witte, Herr Baron, post nicht recht zu einem echten Löwenstern.“

„Das war nun meine Meinung auch. Gleich darauf beginnt die geheimnissvolle Schwester sich rhetorisch für den Löwenstern zu interessieren.“

„Vergeßen, Herr Baron, tragen Sie in Ihrer Heimath auch dieses löwenbore Kollum?“

„Gewiß, warum denn nicht, meine Gnädigste?“

„Ja, aber im dänischen Norden und mit so großen nackten Körpertheilen — — —“

„Bitte recht sehr, bei uns — ich meine natürlich Oberbatern und nicht Dänemark — laufen viele Leute sogar barfuß, und die Tracht der kurzen lebernen Hute mit nackten Knien wird selbst im tiefsten Winter getragen.“

„Ah! Die Geheimnisslichen klannten.“

„Der Widstand ist wohl sehr reich hier zu Lande, Herr Baron?“

„Sehr! — Ich weiß zwar, doch das nicht der Fall ist, aber warum soll ich dem alten Herrn die Freude verderben?“

„Ich höre, Herr Baron, unter den Jemsen dieser Gegend sei die Hinde ausgebrochen.“

Davon hatte ich allerdings nichts gehört, aber warum denn nicht.“

„Ja wohl, Herr Gehelmrath, und die Dreifrankeheit auch.“

„Was, kommt diese auch bei Gemsen vor?“

„Warum denn nicht?“

„Herr Baron bezeichnen das Deutsche aber beunehmbar, falls mit dem so gemüthlichen süddeutschen Dialektanflug.“

„Sehr artig!“

„Ganz bewundernswürth für einen Dänen,“ flüzte jetzt die junge Gehelmrathliche.

Bei einem Paar wäre ich jetzt herausgeplatzt, daß ich überhaupt noch nie in Dänemark gewesen, aber noch rechtzeitig lief mir meine „dänische Abkunft“ ein.

Die Junge lehte mir nun bald schärfer zu, als die Alten; sie wollte wissen, wo ich „gebiert“ und ob bei der Kavallerie? Ich weiß von dänischen Armeeverhältnissen nun so viel wie ein Samojede von Metaphysik und behauptete kühn, was mir inst eintwie Garnison Säckföding, Almen! Der alte Gehelmrath erlaubte sich dann die Witzelung, daß Säckföding in Schweden liege — und den Rest der schwedischen Grundhölzen wußte ich selber. Mir ward es immer schwieriger in der freiberthigen Situation, aber wir waren noch nicht in Bergen und ich muß bis Bischofsböden ausfahren, wo der Zug gewechselt wird.

Es drehte ich das Gespräch hauptsächlich, gettos, um die Jagd und der Witte, „mal“ den geheimnissvollen Neffen mit auf Gemsen zu nehmen, setzte ich seinen Widerstand entgegen. Die Hinde kam rasch, denn der Alte wollte seine Witzelarten haben; jedoch geiff ich nach dem Tschüden, da ermirte ich mich, daß auf meinen Worten etwas anders als Freiberth v. Löwenstern liege, die das Witzelarten von Witzelarten nicht gettete.

Inmitten verfluchte ich meinen Freund Sellner, der mir diese Suppe eingebracht, und über mich selber ward ich ärgerlich, daß ich den Schwindel mit dem „Baron“ nicht vornehmig aufgedeckt hatte. Jetzt ist's zu spät! Also weiter lägen! Die Adresse gelogen, für den wirklichen „Baron Löwenstern“ Jagdeinladungen gemacht, ja der Teufel tritt mich so arg, daß ich sogar die Damen gemacht. Man kommt ja doch nicht auf einen plöthlich gemachte Einladungen von Leuten, die man vor kurzem in der Eisenbahn kennen gelernt.

Gettos, der Zug fährt pfeisend und wolkend in Bischofsböden ein. „Wien, Herr Baron, empfehle mich den Damen recht sehr!“

Der Schaffner reißt die Compéthür auf: „Wagenwechsel, Herr Baron!“

In diesem Augenblicke steigt ein Herr ein, mich sehen und die breite Hand mir entgegenstrecken:

„Servus, Herr Adelmeier!“

„Tausent!“

Einmal „Baron“ gespielt und nie wieder.

Bunte Zeitung.

* Von den brecklauren Wirthshäusern einst und jetzt entwirrt die „Schelk-Itz“ anziehende Bilder, die für das deutsche Neuenweiden überhaupt bezeichnend sind. Wie es um Anfang des vor. Jahrh. in den Wirthshäusern bergina, darüber verbreitet sich u. a. ein Gedicht aus dem Jahre 1731. Brecklaurender Schelkbrin, wie solcher von einem Tage zu dem anderen in den Streitkram- und Bierhäusern getrieben wird.“ Der „Streitkram“ schenkte danach nur dreimal in der Woche aus und hielt als Zeichen ein bunt bemaltes Stegelhörs vor die Hausthür. Ging an dem Regel noch ein lauber gewandenes Tuch, so zeigte dies an, daß es nebenher auch Treber zu kaufen gäbe. In der Wirthshaus waren die Kelter bereits streng geschieden: der Schänke nach das Bier, die Schelkbrin wartete den Gästen auf, und war einer an die Lust zu legen, so trat der „Neu-Schell“ der heutzutage den Titel Hausrecht führt, in Thätigkeit. Die Wirthshäuser müssen in den Streitkramhäusern damals gute Tage gehabt haben, denn „vor einen Böhmen“ pflegte der Wirth sechs Kämme einzuzahlen, „und giebt er eine Kette zu, so ist's kein guter Wille, damit der Gast ein andermal sich wieder bei ihm fülle.“ Dabei scheinen die Wirths mit dem Kredit sehr freigebig gewesen zu sein, nur hatten sie die übliche Witte, die Schulden auf das schwarze Brett zu verzeichnen; doch hat man sich augenscheinlich solchen Geizwollen an der Hand nicht unbedingt verheißt lassen. Sobald die „Bete-Glöde“ erkante, wurde es in der Bierstube angemeldet, damit die vor dem Thore Wohnenden noch rechtzeitig hinaus könnten. Die Polizeistunde wurde streng innegehalten; doch war für solche, die ihres Weges nicht mehr sicher genug waren, in der Schänke auch eine Lagerstatt bereit. Als Umhül zum Bier dienten in den kleineren Bierstuben auch damals schon das Starbedöden, der den Durst antregende Salzgetränk. So gut wie heute. Für die, welche ein wenig zu lange über die „Bete-Glöde“ hinsten dem Glas verweilt oder wohl gar ihren Durst zu hoch treibt hatten, mag der Stimmung, so lange sie ihn unter den Fingern des überreichlichen Zovollablers antreten mußten, mit einiger Bekümmern verbunden gewesen sein und hat des Letzteren wohl auch einige glatte Hölde eingebracht. Denn bis zum 4. November 1741 gab es Strohenlaternen in Breslau

überhaupt nicht. Der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts besaß die, wie für so viele andere Dinge, so auch für das Wirthshausleben in Deutschland den Anbruch einer neuen Eintheilungsperiode. Die Bierstube fing an, politische Bedeutung zu gewinnen. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten neben Karten- und Würfelspielen die Bierstube nebenbei auch die Tagesvorgänge die Unterhaltung im Wirthshaus gebildet. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts blühte dann die Zeit der Gemüthsamkeit, von der im Wesentlichen die heutigen Wirthshäuser abstammen. Die Politik hat noch außerhals des Interesses der Tagesblätter. Nun wurde es anders. Das Volk war durch Diktanden gezwungen worden, sich der Politik mehr zu nähern. Jetzt fingen die Gemüthsamkeit an, für ihre Götze Zeitungen anzulegen. So wurde die Wirthshaus zugleich Lesehalle. Dieser neue Inhalt des Wirthshauslebens trug denn auch sein Theil dazu bei, den Studenten zu einer politischen Figur zu machen. Die Ideale von deutscher Einheit, welche sich die akademische Jugend nach den Freiheitskriegen zu eigen gemacht hatte, sagten nicht zum wenigsten gerade dadurch in breiteren Volksschichten Fuß, daß dem Studenten in der bürgerlichen Kreise, wo er als Träger der Bildung der großen Masse gegenüber, ein ganz anderes Ansehen genoss, als heute „gewissermaßen“ der Beamte, in jugendlicher Begeisterung jene politischen Ideale dem Wirthshaus zu vermittelte. Gerade in jener Zeit trug aber auch noch weit mehr als heute die Kneipenpolitik den Charakter der „Rannegeier.“

* Erdbeben. Wir berichten vor kurzem an dieser Stelle, daß Hr. Verrententechniker Bernhard Klebs (nicht Krebs, wie es irrtümlich hieß) die Herstellung von rothem und grünem Verrenten aus kleinen Stücken erfunden hat. Man schreibt aus von berufener Seite hierzu noch: Die Herstellung der grünen und rothen Verrenten ist es das Geheimnis der Fabrik in Balmainen, eben, des Hrn. Klebs. So viel bekannt, sind von weniener Fabrikanten solche Stücke noch nicht hergestellt. Die Zusammennehmung des Verrentens überhaupte ist von weniener Verrenten lang als ein Geheimnis bewahrt gewesen, wird aber jetzt schon seit Jahren in der palmarde Fabrik mit Erfolg betrieben. Es werden dazu Pressen bis zu 850,000 kg Druck verwendet.

